

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 6 (1916)

**Heft:** 4

**Artikel:** Aus dem alten Berner Rathaus

**Autor:** E.R.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633310>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

würzig buken, wie nur je eine geborene Amerikanerin es verstand, so sahen sie doch bald und vollständig ein, daß damit dem guten Vetter nicht geholfen sei, denn wenn er eine Frau sucht, so ist er noch lange nicht zufrieden, wenn er auch die knusprigsten Brötchen vor seiner Kaffetasse findet:

Kunigunde und Karoline beschlossen, ihr Versprechen zu halten und dem Vetter zu einer Frau zu verhelfen. Sie machten sich daran, unter ihren Freunden und Verwandten die Perle zu suchen, für die es Jeremias gelüstet mochte, sein Junggesellentum in die Schanze zu schlagen. Die Sache war aber schwieriger, als sie gedacht hatten, und zwar, je länger sie suchten, um so mehr. Erst wenn man Männer oder Frauen auf das Geheiratetwerden ansieht, merkt man, wie es um sie steht. Es treten Schäden, die vorher ein glückliches Halbdunkel verbarg, ans Tageslicht. Tugenden, die als kurze Ausstellungsobjekte Furore zu machen imstande sind, verlieren von ihrem Glanz bei dem Gedanken, daß sie ein Leben lang vorhalten sollen, ohne abzufärben. Kurz, es konnten schließlich nur zwei Kandidatinnen in Betracht kommen: die dreißigjährige Anna Bienlein, häuslich, mollig, freundlich, geneigt zu heiraten, wenn dies ohne droße Gemütsbewegung sich tun ließ, und die hübsche, musikalische, mit einer guten



Meister mit der Nelke (h. Bichler) zirka 1490.

Predigt Johannes des Täufers.

Vom Meister mit der Nelke besitzen wir eine Reihe von Tafel- und Altarbildern, die den Kenner durch ihre feine Naturbeobachtung und die saubere Technik entzücken. Unser Bild, das einem Zyklus aus dem Bebenenmünster in Bern entstammt, scheint auf den ersten Anblick etwas steif. Bei näherem Zusehen bemerkst man aber, daß die Gesichter der geschickt gruppierten Personen ganz vorzüglich charakterisiert sind. Jedes Gesicht drückt eine bestimmte Erregung aus. Das Bild hängt mit den andern Stücken aus diesem Zyklus im Berner Kunstmuseum.

Aussteuer versehene Waise Johanna Severtin, die aber, was die Arbeit betraf, nicht so waschecht war wie ihre Base.

(Schluß folgt.)

### Gott.

Bon Heinrich Pestalozzi, Arosa.

Dein Odem brennt in meiner Seele,  
Ich fühl's, dein Feuer loht in mir.  
Doch auch der Zweifel kommt von dir,  
Mit dem mein armes Herz ich quäle.

Du bist! ich weiß es! Wo ich gehe  
Begegn' ich staunend deiner Kraft,  
Was in mir lebt und drängt und schafft,  
Entspringt aus dir, aus deiner Nähe.

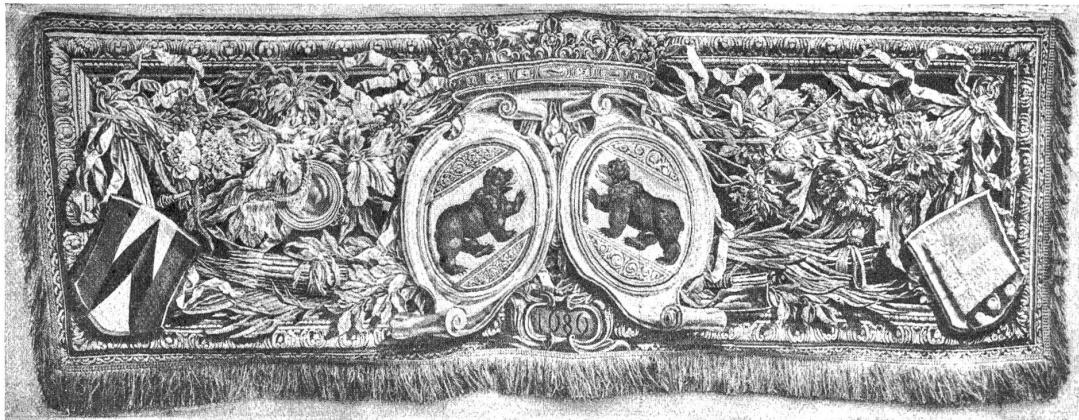
Ich muß den frechen Mund verfluchen,  
Der frevelhaft verneint dein Sein.  
Du bist in mir und ich bin dein,  
Und doch muß ich dich ewig suchen.

(Aus „Seerosen“. Verlag Drell Füssli.)

## Aus dem alten Berner Rathaus.

Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, das den Reformierten in Frankreich seit 1598 freie Ausübung ihres Bekenntnisses gestattet hatte. Das Edikt war der letzte Schwertschlag in dem Kampfe, den Ludwig gegen die Hugenotten geführt hatte, ein Stück aus einem bestimmten Regierungssystem. Das Edikt verbot den Hugenotten auch die Auswanderung. Bis dahin

hatten sich die religiös Verfolgten durch Flucht ins Ausland retten können. Nach Bern, das damals als fester Hort der Reformierten bekannt war, flüchteten viele dieser Hugenotten. Sie litten Not; Bern war zur Hülfe gezwungen. Am 19. September 1683 beschloß der Rat, zugunsten der Emigranten eine allgemeine Kollekte anzuordnen. Am 21. November wurden dann die Geschäfte der Hugenotten



Hugenottenteppich, Vorderstück.

einem bestimmten Ausschuß, der Exulanten kammer, überwiesen; die Kammer wurde später, als die Geschäfte sich häuften, noch um zwei Mitglieder vermehrt. Sie gab Kleider und Schuhe ab, verteilte Geldgaben, die gewöhnlich 5 Taler im Monat auf den Kopf betrugen; sie sorgte für Obdach, indem sie die Hilfesuchenden im alten Waisenhaus einquartierte. Wie überall, brachten auch hier die Flüchtlinge ihr Gewerbe mit. Bern suchte sofort einige bisher unbekannte Industrien eingubürgern; dem jungen David Wyß wurden 1685 zur Einführung der Seidenindustrie 10,000 Pfund vorgestreckt.

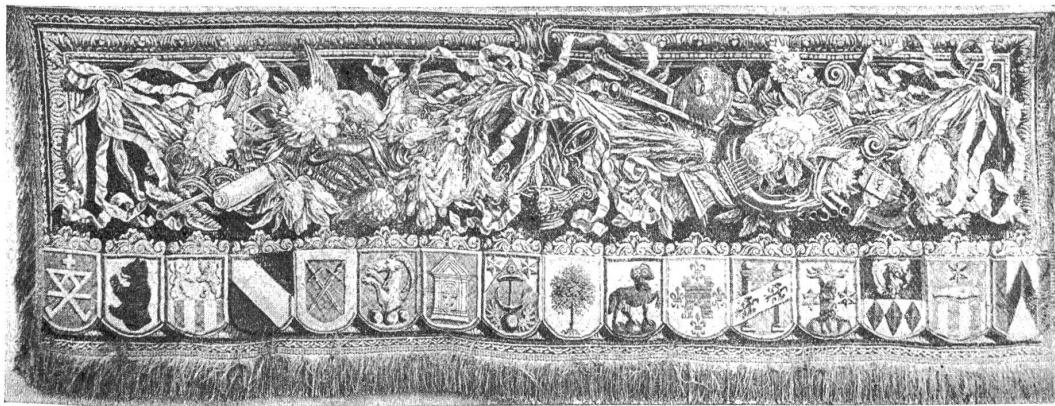
Unter den Flüchtlingen befanden sich auch vier Teppichweber, die ihr Gewerbe bis dahin wohl in den königlichen Teppichfabriken ausgeübt hatten. Der Sedelmeister Hans Rudolf von Sinner machte nun den Rat darauf aufmerksam, daß sich hier eine gute Gelegenheit biete, die einträgliche Teppichweberei in Bern einzuführen. Er ersuchte den Rat, den Exulantern eine Probearbeit zu geben und sie zu veranlassen, Einheimische in die Kunst einzuführen. Der Plan fand die eifrige Unterstützung des Alt-Benners von Büren. Der Rat genehmigte die Anordnung der beiden Herren; die Weber wurden im Waisenhaus einquartiert; ein Maler wurde beauftragt, den Arbeitern „einen künstlichen schönen derssein“ zu entwerfen. Bern beherbergte damals einen Maler, der die Technik der Teppichweberei gut kannte, weil er für die königlich französischen Teppichwebereien selbst Entwürfe angefertigt hatte: Josef Werner, der Jüngere. Er war von 1662—1667 in Paris gewesen, hatte den König und seinen Hof gemalt, war zu Unsehen gekommen, hatte aber schließlich den Rabalen eines Nebenbüchers, der seine Stellung bedroht glaubte, weichen müssen. Vor seiner Abreise nach Paris hatte er dem Rat der Stadt sein berühmtes Gemälde, „Die strafende Gerechtigkeit“,

gewidmet. Es bildete eines der Schmuckstücke im alten Ratsaal. Für ein weiteres, einen großen Brunkteppich auf den Tisch, entwarf er nun die Kartons. Nach seinen Entwürfen arbeiteten die 4 Hugenotten. Die Arbeit zeitigte aber ein eigenständiges Zusammentreffen, das lehrt, wie wenig grundsätzlich man damals die freie Religionsausübung anzusehen vermochte. Im gleichen Waisenhouse waren einige bernische Wiedertäufer gefangen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, und die nun hier ihre Strafe erhielten. Sie mußten den französischen Hugenotten, die rechtlich genau das gleiche Verbrechen begangen hatten, das Zettelgarn für die Teppiche spinnen, die ein weiser Rat von Bern in Auftrag gegeben hatte. Nun hatte man aber in Bern nicht mit jener Zeitspanne gerechnet, die für die Teppichweberei notwendig war. In der französischen Manufacture des Gobelins rechnete man für einen Quadratmeter ein ganzes Jahr fleißiger Arbeit. Den gnädigen Herren dauerte das offenbar doch zu lange; schon am 1. März 1686 fragte man sich, ob die Teppichmacher ihre Arbeit „ausmachen“ sollten. Man fand aber doch, „es sei nit anständig, weilen sy (die Arbeit) angefangen, selbige jetz ze underlassen“; man bat aber die Kommerzienkammer, ein Aufsichtsrecht auszuüben. Als aber am 29. Januar 1687 die Arbeit nicht zu Ende gedieh, wurde die Kommerzienkammer gebeten, den Sachen nachzuforschen zu lassen, überhaupt die Weber tüchtig zu kontrollieren. Am 6. September 1688, nachdem seit dem ersten Beschuß fast drei Jahre verflossen waren, schien das Brunkstück endlich fertig zu sein. Es war aber auch eine Arbeit geleistet worden, die den Richter nicht zu scheuen hatte.

Die Form des Teppichs ist seiner Bestimmung entsprechend, diejenige eines Kreuzes, dessen Mittelstück für die Tischplatte bestimmt ist, während die vier von Seiden-



Hugenottenteppich, Mittelstück.



Hugenottenteppich, Hinterstück

fransen eingefassten Schenkel herabhängen und die Seiten bis zum Boden bededen. Die fünf Teile sind jeder für sich angefertigt und hierauf zusammengenäht. Das ist auch der Fall bei der langen Wappenreihe. Das Material besteht teils aus Seide, teils aus Wolle. Das Mittelstück ist 233 cm lang und 85 cm breit, die anschließenden Seitenstücke haben eine Höhe von 80 cm. Jedes Stück ist von Ornamentstreifen in der Form von Bilderrahmen eingefaszt und bildet ein Ganzes für sich. Die Komposition ist außerordentlich geschickt und verrät einen feinen Sinn für edle Dekoration.

Im Mittelstück erblicken wir einen Bären mit Barett und Panzerhemd, über der Brust das mit weißen Kreuzchen besetzte Bandelier, in der Rechten das kurze Schweizer Schwert, in der Linken Zepter, Lorbeeren, Palmzweig und Herzogshut; über den Knien eine Hellebarde. Der Bär sitzt auf einem mit Palmen und Lorbeeren bedekten Schwert. Auf beiden Seiten sind Festons; rechts aus Helm, Schwert, Streitkolben, Löwenfell, Hundekopf und Trauben gebildet, links aus einem Sack, einem Bund Schlüssel, Granatäpfeln, Trauben, Lorbeeren und Eichenlaub. Wir haben da offenbar die Embleme des Krieges und des Friedens.

Das erste Seitenstück weist zwei ovale Bernerschilde, hinter denselben ein Bündel Speere und ein Beil, darüber eine Krone, darunter die Jahrzahl 1686; auf beiden Seiten wieder Festons mit prächtig ausgeführten Blumen; rechts Zepter, Schlange und Spiegel, links Schwert und Wage, die Sinnbilder der Wahrheit und der Gerechtigkeit. In den untern Ecken sind die einwärts geneigten Wappen der beiden damaligen Schultheißen Sigmund von Erlach und Johann

Anton Kilchberger. Man beachte bei diesem Wappen die minutiös getreue Darstellung des Münsters.

Das gegenüberstehende große Seitenstück bringt oben in zwei weitern Festons rechts zwei verschlungene Hände, eine Bergamentrolle, Merkurhut und -stab, links eine Lyra, eine Panflöte, ein Bündel Federn, ein Schloß, einen Papagei, in der Mitte eine Uhr, eine Glöde und eine hängende Lampe, die Sinnbilder des Handels und der Künste. Darunter sind die Wappen Tscharnier (wie es früher gebräuchlich war), Berseth, Man, Tillier, Güder, Steiger (weiß), Thormann, Groß, Bucher, Frisching (verkehrt!), v. Muralt, Müller, v. Graffenried, Imhoof, Schmalz, v. Erlach.

Die zwei kleinen Seitenstücke enthalten nur je ein Feston; im einen Winkelmaß, darauf eine Heuschrecke, Zirfel und Feile, die Symbole des Handwerks, darunter die Wappen Sinner, Jenner, Tillier (verkehrt!), Wurstemberger und Dachselhofer; im andern ein Pferdegebiß, eine Ranne, aus der Wasser auf ein glühendes Stück Eisen fließt, darunter die Wappen v. Graffenried, Willading, v. Büren, Fellenberg, v. Wattenwyl.

„Man wird zugeben, daß der Künstler es vortrefflich verstanden hat, dieses für den Ratssaal bestimmte Werkstück seinem Zwecke entsprechend zu gestalten und die verschiedenen Seiten eines Staatswesens, seine idealen und materiellen Grundlagen und Aufgaben zur Darstellung zu bringen. Dabei kam ihm allerdings ein Zug zu Hilfe, der in seiner Zeit lag. Raum irgend ein Jahrhundert hat in allegorischen und symbolischen Darstellungen so viel geleistet, wie das siebzehnte.“

(H. Rasser.)

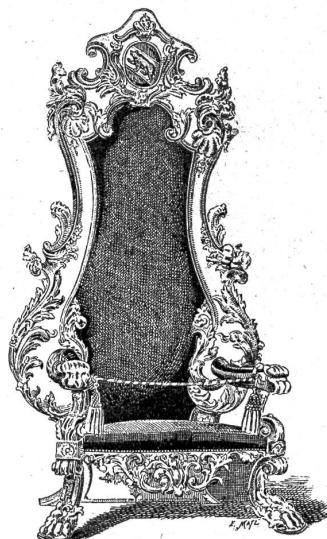


Hugenottenteppich, Seitenstück.



Hugenottenteppich, Seitenstück.

Die noch vorzügliche Erhaltung des Teppichs spricht sowohl für das ausgezeichnete Material, woraus er verfertigt, als für die Sorgfalt, mit der er während seines



Der Schultheissen-Chron 1681—1785.

vieljährigen Gebrauchs behandelt worden ist. Ohne Zweifel wird man ihm eine Schuhdecke gegeben haben. Mit dem Sturz der alten Regierung wird auch er außer Dienst gesetzt worden sein. Ob er zur Zeit der Restauration wieder zu Ehren gezogen wurde, wissen wir nicht.

Die Hauptarbeit scheint von dem Weber Pierre Mercier geleistet worden zu sein. Er hielt sich noch einige

Zeit in Bern auf und heiratete auch hier 1689 eine Marie Bonneviene. Einem seiner Kinder sind einige Berner Patrizier zu Gevatter gestanden. Seine Spuren verlieren sich ins Dunkle.

Der sogenannte Hugenottenteppich wurde dann 1869 der archäologischen Section der Stadtbibliothek als Schaustück überwiesen.

Der Teppich war im Rathaussaal in guter Gesellschaft. Hinter dem Tische, auf dem er ausgebretet wurde, stand, nicht ganz in der Mitte der Wand, der prachtvoll geschnitzte Schultheissenstuhl, den der Bildhauer Johann Höscheler 1681 hergestellt haben soll. Später wurde der Tisch ersetzt durch eine große Kommode, die der Ebenist Funk angefertigt hatte. Von eben diesem Kunsthändler stammte auch die Prunkpendule, die den Ratsherren die Stunden schlug. Sie war 1753 vom Rat um die Summe von 250 Kronen gekauft worden, nachdem die Schenkung, die Funk beabsichtigt hatte, ausgeschlagen worden war, weil sie dem Rat „nit conveniere“. Das schwerste und gewichtigste Stück im Zimmer war aber der weitbauchige Kachelofen, berüchtigt und gefürchtet bei allen denen, die in irdischen Dingen nicht gleichen Sinnes waren wie die gnädigen Herren und Oberen. Wer revoluzzete, der wurde zu strenger Ahnung „neben den Ofen gestellt“, allwo er zerfriescht und reumütig die väterlich strafenden Mahnworte des Schultheißen anzuhören hatte. Und das nannte man damals einem „eine angemessene Remonstranz ertheillen“.

E. R.

\* \* \*

(Die Angaben verdanken wir einem eingehend belehrenden Aufsatz von A. Fluri aus dem Berner Taschenbuch 1916. (Verlag A. J. Wyss.) Wir empfehlen das Buch, das eine Fülle interessanter Kleinstoffs bietet, der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegenlich. Red.)

## Allem seit me nume du.

Von Fritz Wyss.

### I.

„Dr Pfäarer chunnt, dr Pfäarer chunnt, as isch-ne janisgwüß, liegit, wär hett süßt a settegi längi Chutte!“

Wou Mäu! Das hett asah trogle über d'Lübe hingere, wiu me vo dert quet überus gseh hett bis i Chehr acha. U richtig! Dert isch eine cho mit-ere lange, schwarze Chutte u amene grüslege Huet.

„E min Trost, u=n=ig am Heble u ds Mannevouch am Mittfüehre, abah, d'Stube o no nid grathamet, u ma gwüß fascht nimme-n-i Chehr fo, bis er da isch, abah“ — so het d'Schrubodenannelisi für sich säuber gfutteret u drzue i der Stube ume gspferbet u bi sich säuber grateburgeret, was no aus dänne müez u wo=m=es öppé chönnt verstoze. U nachbare isch es losgange wie ds Bisewätter: „Fritz, gang leg no a, aber brönnigs, hesch ghört, u du Hannes, gisch di ga wäsche, Luisa, wüsch d'Stube was gisch was hesch u du Marie wüschischt dr Schopf!“

Die Bursch si versto. Weder glyn druf ghört me d'Luisa zum Lüsterli us: „Hannes, wo isch dr ase?“ Hannes isch äbe scho ume uf der Lübe hinger gsi u hett i eir Hang dr Hudu gha u i dr angere a bitz Seife — däich me — Chrubodenhanses Hannes u brucht Seife für si z'wäsche! Weder weni sage, daß äbe Hannes z'Ungewislig isch ds säub Jahr u dr Pfäarer äbe grad sinnewäge i Chribode ueche cho isch, so wird me das begriffe. Daß dr Pfäarer gäge Hustage den Ungerwissiger nachre isch für mit ihrne Ewttere z'rede, isch bi üs a guete auta Bruch gsi. U wäge dessi hett Hans däwäg grike, daß er fei=e=so füürig Güeg hett gseh fahre.

„Hannes, wo isch er?“ macht d'Luisa no einischt. Aber Hannes hett grike u nüt wöue ghore.

„Hänsu, wo isch er?“ Iiz wou: „Prestier du u schwieg jiz, gob er di no ghört, är esch ja scho bim Gruembirebum obe,“ heit Hannes zum Lüsterli ihe gschaulet u drna hett er sie pfäit gäg-em Brunne zue, für sie Wäschruschtig gah z'verforge. Wo=n=er isch zum Brunne cho, hett dert d'Luisa grad ds Ghüder uf d'Schorete gläürt u seit zu Hannese: „Gäu, Haneli, du Stöffeli, hür chunnt är jiz zu dir o, aber das mau ha=n=ig jiz lache.“

Hannes hett si no quet dra bsinnt, wie är voreme Jahr d'Luisa plaget, bevor dr Pfäarer ihretwäge cho isch u=re hett wöue agäh, si müez de dem Pfäarer verspräche, sie wöue de nie a Schatz ha! Iiz hätt er hingerdri gärn wöue, är hätt dennzumau a chli minger Rustig a d'Sach ta, wiu as jiz ihm säuber hett söue a d'Bi gah.

Iiz isch Annalisi o cho z'schicke, ob auem Gah hetts no d'Schübe bunge u drzue no gäng mit dem Chopf ufe Stuel näb dr Hustür dütet, aber i dr Angst hetts ds rächte Wort nid fungie. Für ne Emmittauerfrau isch aube denn a Pfäarer no viu meh gsi aus hüt no, mi hett vor ihm fascht meh Respält gha u ömu de viu meh agwängt, weder vor-em liebe Gott, — viellicht wiu me gwükt hett, daß me dr Pfäarer ha verbängle, aber der lieb Gott nid! Item: as hett Annalisi aui Mäu himuangt gmacht, we dr Pfäarer cho isch u=n=es hett si die größti Müei gäh, öppé vor ihm mit syne Buze uftrate, daß es Gattig gha hett. — Aendlig hetts d'Wort fungie.

„Lue dert di Chappe, Hannes, lisch se=n=uf!“

Hannes isch so us auem use gsi, daß er sofort gfoget hett!

„Un jiz, daß de ghörst! We=n=er jiz de chunnt, so lüpfigt die Chappe, aber i der Ornid, daß ds verstange higisch!“

„Mhm,“ macht Hannes ganz versto. Aber drzue scho ume suur gäge der Ifahrt ueche, wo=n=er Fritz